

btb

TERROR

DAS RECHT BRAUCHT
EINE BÜHNE

Essays, Hintergründe, Analysen

Herausgegeben von Bernd Schmidt

btb

Inhalt

Bernd Schmidt

Vorwort 9

Ferdinand von Schirach

Salzburger Rede 15

Ferdinand von Schirach im Gespräch mit Detlev Baur

»Als Helden bleiben nur das Recht und die Moral.« .. 27

Nicola Baumann

Routine oder Renegade 37

Manfred Brauneck

Ein Spiel, nicht mehr und nicht weniger 49

Otto Depenheuer

Moral in tragischer Entscheidungslage 67

Dirk Diekmann

Siege über uns 77

| | |
|--|-----|
| <i>Mathias Döpfner</i> | |
| Artikel 1 ist unantastbar | 85 |
| <i>Robert Habeck</i> | |
| Zweierlei Müssen | 95 |
| <i>Franz Josef Jung</i> | |
| Ist der Abschuss eines Flugzeugs im Fall von Terror geboten? | 103 |
| <i>Ursula Kagerer</i> | |
| Die Bedeutung von »Terror« für den Schulunterricht | 109 |
| <i>Hans Mathias Kepplinger</i> | |
| Der Schutz der Gewaltenteilung und die Unabhängigkeit von Gerichten – auch unabhängig vom Rechtsempfinden der Bevölkerung? | 119 |
| <i>Alexander Kluge</i> | |
| Verbotene Gefühle. | 127 |
| <i>Sabine Leutheusser-Schnarrenberger</i> | |
| Schutz der Grundrechte und Sicherheitsanliegen des Staates – Zum Verständnis demokratischer Entscheidungsprozesse | 133 |

Catrin Misselhorn

Lizenz zu töten für Roboter?

»Terror« und das autonome Fahren 149

Sara von Schwarze

Die Begegnung mit dem Publikum 165

Autorinnen und Autoren 179

Anmerkungen 187

Quellenangaben 189

Bernd Schmidt

Vorwort

Das Theater kann ein Ort magischer Momente sein, denn das Theater schafft – zuweilen mit den einfachsten Mitteln – eine Welt. Aber kann es die Welt auch verändern? Dann müsste es das Publikum nach der Vorstellung mit neuen Erkenntnissen und tatendurstig zurück ins Leben schicken.

Vielleicht ist das zu viel verlangt. Doch immerhin ist das Theater ein Ort, an dem sich allabendlich über gemeinsam Gesehenes diskutieren lässt. Theater wollen heute Orte für eine liberale Gesellschaft sein, sie verstehen sich als offene Räume der Zivilgesellschaft. »Als Orte demokratischer Streitkultur wirken Stadttheater in die Stadtgesellschaft hinein – und der Spaltung unserer Gesellschaft entgegen«, formulierte Staatsministerin Monika Grütters zum Auftakt ihrer Theaterreise 2019. Und im Mai 2020 – alle Theater haben den Spielbetrieb seit März eingestellt – fügt sie hinzu: »Was es in einer Demokratie geben muss, sind Orte öffentlichen Nachdenkens und Sicheinlassens auf die Sprache der Kunst.«

Das Theater ist ein Haus mit vielen Zimmern. Damit sind nicht nur die sehr unterschiedlichen Spielstätten gemeint, sondern auch die Dramaturgien, nach denen diese Räume bespielt werden. Es gibt leidenschaftliche Theatergänger, die einen Bedeutungsverlust des Theaters beklagen, die zu viel Selbstreferenzielles in den Spielplänen erkennen, zu wenig politisches Theater oder den Verlust von Geschichten.

Von außen betrachtet präsentiert sich das deutsche Theater politisch. Es positioniert sich. Es verändert sich mit Vehemenz auch in seiner inneren Struktur. Folgt man der Statistik des Deutschen Bühnenvereins, stellt man zudem fest, dass die Sonder- und Rahmenveranstaltungen der Theater erheblich erweitert wurden. In deutschen Theatern soll diskutiert werden. Es soll über Themen gestritten werden. In Zeiten der digitalen sozialen Medien und der *hate speech* kann das Theater als ein analoges soziales Medium die Rolle einnehmen, die wir von einem Ort der Begegnung erwarten. Dazu muss das Theater ein Ort der Vielstimmigkeit bleiben, der keine demokratische Stimme ausschließt und sich nicht stigmatisiert oder stigmatisieren lässt.

Mit Ferdinand von Schirachs Gerichts драма »Terror« hat das Theater weltweit mehr als eine halbe Million Zuschauerinnen und Zuschauer erreicht (der aktuelle Stand ist nachzulesen auf der Website www.terror.theater). Und es hat das Publikum auf allen fünf Kontinenten über Verfassungsfragen der Bundesrepublik Deutschland diskutieren lassen. Leidenschaftliche Debatten im Publikum, in Nachgesprächen, in eigens zum Stück angesetzten Veranstaltungen prägen die Rezeptionsgeschichte. Die Diskussionen wurden

dabei sehr oft aus unterschiedlichen Blickwinkeln geführt: je nachdem, ob man das Stück unter juristischen, ethischen, militärischen, künstlerischen, politischen, philosophischen oder pädagogischen Aspekten betrachtete.

Es ergaben sich Gespräche, die schnell weiterführten zu Themen, die dem Stück innewohnen. Welche Verantwortung trägt die Politik? Wie beeinflussbar ist die Justiz? Was, wenn nicht mehr der Mensch entscheidet, sondern die Maschine? Wie kann der Rechtsstaat auf Terror reagieren, ohne die individuelle Freiheit des Einzelnen zu beschneiden? Wie sieht die Befehlsstruktur in der Bundeswehr aus? Wie mögen Verfassungsfragen der Bundesrepublik im Ausland diskutiert werden? Fragen wie diese leiteten sich ab aus der Grundfrage des Stücks, die Frage nach der Schuld oder Unschuld des Eurofighterpiloten Lars Koch, der ein gekaper-tes Linienflugzeug abschoß, um eine größere Anzahl von Leben zu retten.

»Ich gehe nicht oft ins Theater, aber ich wünsche mir mehr solcher Stücke«, schrieb der Filmemacher und Autor Alexander Kluge anlässlich der Doppeluraufführung des Werks in Berlin und Frankfurt im Herbst 2015. Sehr deutlich ist damit ausgesprochen, dass nicht nur in zusätzlichen Veranstaltungen, sondern auch auf der Hauptbühne der Theater die Diskussion geführt werden solle. Diese Anthologie möchte mit den Beiträgen von Autorinnen und Autoren aus unterschiedlichen Fachrichtungen dazu beitragen, dass die Diskussion, die auf der Grundlage eines Theaterstücks begonnen wurde, fortgeführt wird. Sie möchte Beiträge liefern, die das Stück begleiten und über es hinauswei-

sen, indem sie zuweilen exkursionsartig ausschweifen und doch zurück zum Stück finden.

Den Beiträgen voran steht aber Ferdinand von Schirachs Rede, die er 2017 anlässlich der Eröffnung der Salzburger Festspiele hielt. Am Beispiel Voltaires, der als Schriftsteller den Fall Calot erneut aufgreift und durch sein Beharren die Wahrheit ans Licht bringt, zeigt uns der Autor, wie mächtig der Einzelne sein kann. Das ist heute in Zeiten der Schwarmintelligenz und der Schwarmdummheit nicht einfacher als damals. Aber im Theater haben wir heute einen demokratischen Ort, an dem sich Geschichten erzählen lassen, und Geschichten – so von Schirach – »berühren uns mehr als philosophische Abhandlungen«. Wenn am Ende des Gerichtsdramas »Terror« das Publikum über die Unschuld oder Schuld des Piloten abzustimmen hat, so geschieht dies in einem fiktiven und idealisierten Rahmen. Das Publikum entscheidet über den Ausgang einer Geschichte. Und vor allem entscheidet es sich nach dem Austausch einer Vielzahl von Argumenten, es entscheidet nicht »aus dem Bauch« heraus. Für einen solchen Austausch sind unsere Stadt- und Staatstheater, unsere Landes- und Privattheater der ideale Ort.

»Terror« ist der erste Teil einer Theater-Trilogie, in der Ferdinand von Schirach dem Publikum gleich zu Beginn zu verstehen gibt, dass es am Ende des Stücks eine Entscheidung treffen solle. In dem der Salzburger Rede folgenden Interview gibt er Auskunft, warum er diesen dramaturgischen Weg gewählt hat. Auch im zweiten Stück der Trilogie – »Gott« –, dessen geplante Doppeluraufführung

im April 2020 am Düsseldorfer Schauspielhaus und am Berliner Ensemble aufgrund der Corona-Maßnahmen und der damit verbundenen Schließung der Theater nicht stattfinden konnte, lässt er am Ende des Stücks das Publikum Antwort geben. In »Gott« geht es um die Frage, wie wir sterben wollen. Das Bundesverfassungsgericht hatte zum Recht auf ein selbstbestimmtes Sterben am 26. Februar 2020 eine wichtige Entscheidung getroffen. Aktueller hätte Theater zu diesem Zeitpunkt nicht sein können.

Beide Stücke stellen Fragen, die unser Leben, unser Sterben, unser Miteinander, unsere Gesellschaft und Verfassung tief berühren. Unabhängig von der Neugier, womit sich der dritte Teil seiner Theater-Trilogie beschäftigen wird, können wir davon ausgehen, dass unsere Theater der richtige Ort sind, um diese Fragen intensiv, analog und miteinander zu diskutieren. »Könnte nicht genau das es sein, was uns als europäische, als westliche Gesellschaft heute ausmachen sollte: nicht der zwanghafte Konsens, sondern dass wir den friedlichen Dissens aushalten?«, schreibt Ferdinand von Schirach in »Gott«.

Das Theater kann ein Ort magischer Momente sein. Der Regisseur Héctor Manrique, der »Terror« in Venezuela inszenierte, berichtete, dass in seinem von Korruption und Misstrauen gegenüber den öffentlichen Institutionen durchdrungenen Land vor jeder Vorstellung zwei Zuschauer gebeten wurden, als Zeugen die genaue Stimmenauszählung zu überwachen. So habe das Theater allabendlich eine Demokratie vorgelebt, die es im Land nicht mehr gebe. »Die Entdeckung der enormen Heilkraft, die eine korrekt angewandte Justiz

auf die Gesellschaft ausüben kann, war ohne Zweifel sehr ergreifend, ja erschütternd«, schrieb er. Das Publikum habe gestritten und gejubelt. Und das Theater einen Sieg errungen.

Das Recht braucht eine Bühne.

Ferdinand von Schirach

Salzburger Rede

Die Festspiele zeigen Gesichter der Macht. Die Macht der Vergebung, die Macht der Besiegten, die Macht der Frauen und die der Gewalt. Es ist ein Programm für unsere Zeit. Stefan Zweig beschreibt in »Die Welt von Gestern« eine Szene, an die ich in diesen Tagen immer wieder denken muss. Er sitzt auf einer Bank im Badener Kurpark bei Wien, wie immer ein wenig abseits der Menge. Die Frauen tragen helle Sommerkleider, der Tag ist lind und wolkenlos und von sattem Grün. Er liest und hört, halbbewusst nur, der Kurkapelle zu. Plötzlich bricht die Musik mitten im Takt ab.

»Instinktiv sah ich vom Buche auf. Auch die Menge, die als eine einzige flutende helle Masse zwischen den Bäumen promenierte, schien sich zu verändern; auch sie stockte plötzlich in ihrem Auf und Ab. Es musste sich etwas ereignet haben.« Das Ereignis, von dem Zweig spricht, gilt als Auslöser des Ersten Weltkriegs, es war die Ermordung des österreichischen Thronfolgers.

Heute stehen wir wieder an einer Schwelle. Wieder geht es um Macht, aber jetzt ist sie ganz anderer Natur, sie wurde von den Librettisten der Opern nicht beschrieben. Sie ist unsere höchste Autorität, sie wurde zur Grundlage aller modernen Staaten, und sie lässt sich in einem einzigen Satz zusammenfassen: »Alle Macht geht vom Volke aus.« Nach langer Dunkelheit war das die eine strahlende, die ganz und gar menschenfreundliche Idee – und zugleich kann sie alles zerstören, was wir sind.

Heute gibt es rasend schnelle Äußerungen über Facebook, WhatsApp und Instagram, auf den Nachrichtenportalen der Zeitungen kann jeder alles kommentieren, Meinungsumfragen werden in kürzester Zeit erstellt. Die Politiker haben längst begonnen, damit zu arbeiten. Vor wenigen Jahren noch fanden die entscheidenden Debatten in unseren Parlamenten statt, dann wurden Fernsehtalkshows zum wichtigsten öffentlichen Forum, und jetzt regiert ein amerikanischer Präsident praktisch via Twitter – Millionen Menschen lesen jeden Tag seine ungezügelter Gedanken. Das Internet hat das Gefüge der Demokratien schon grundlegend verändert. Aber das Entscheidende ist: Die Bürger sind nicht mehr nur Empfänger von Nachrichten, sie wurden zu sehr mächtigen Sendern. Revolutionen sind nicht mehr nötig – nie zuvor haben Menschen so mühelos ihre Stimme erheben können, nie zuvor wurden sie so deutlich gehört. Noch scheint das Schrille, das Vulgäre und Bösertige in den Kommentaren zu überwiegen, politische Karrieren werden so in ein paar Stunden beendet, Belanglosigkeiten zu Staatsereignis-

sen stilisiert. Aber auch viele Nachdenkliche fordern heute in den westlichen Staaten, die Wähler unmittelbar an politischen Entscheidungen zu beteiligen. Die Bürger glauben, sie könnten es besser als ihre gewählten Politiker. Es sei ihr Staat, sagen sie, nur sie wüssten wirklich, was für sie gut und richtig ist. Volksentscheide sollen jetzt im großen Umfang möglich werden.

Die Medien, die Wege sind neu, ja, aber die Idee einer umfassenden Bürgerbeteiligung ist schon sehr alt. Athen war bereits vor 2500 Jahren eine solche absolute Demokratie. Und schon lange vor dem Begriff Schwarmintelligenz glaubte Rousseau, der Volkswille würde stets die richtige Entscheidung treffen. Seine Souveränität, schrieb er, könne nicht vertreten werden. Jedes vom Volk nicht persönlich ratifizierte Gesetz sei nichtig. Technisch wäre eine ständige Mitbestimmung heute wohl kein Problem – man kann sich eine BundesApp vorstellen, durch die der Bürger sich abends nach der Tagesschau zur Politik erklärt. Und nach Rousseau können ja Trump, Putin, Erdoğan oder der Brexit gar nicht falsch sein – eben weil die Menschen sich so entschieden haben. Aber stimmt das wirklich? Oder lehrt uns die Vergangenheit doch etwas ganz anderes? Erlauben Sie mir, Ihnen dazu eine Geschichte zu erzählen.

Am 13. Oktober 1761 sitzt Jean Calas mit seiner Familie und einem Gast beisammen. Es ist ein netter Abend, man isst gut, unterhält sich über die Geschäfte und die Politik. Calas ist ein erfolgreicher Kaufmann in Toulouse.

Der älteste Sohn der Familie, damals 28, verlässt die Ge-

sellschaft gegen halb neun. Vor zwei Jahren hat er sein Jura-studium beendet, Anwalt durfte er jedoch nicht werden. Er sei der Sohn eines dogmatischen Hugenotten, hieß es – die Behörden verweigerten die Zulassung. Die Calas sind zwar katholisch getauft, aber sie praktizieren den protestantischen Glauben. Das spielt in Toulouse eine wichtige Rolle. Die Stadt ist die Hochburg des Antiprotestantismus, Calas gehört zur Minderheit.

Kurz vor 10 Uhr bringt Callas den Gast nach unten. Das Kontor ist im Erdgeschoss, die Tür dorthin steht offen. Im Türrahmen hängt der Sohn tot an einem Strick. Der Vater schneidet ihn los und legt den Leichnam zu Boden.

Die Ermittlungen beginnen noch in der Nacht. Jean Calas erklärt, er sei sich sicher, dass sein Sohn ermordet wurde.

Vier Tage später müssen die Katholiken den Priestern Auskunft zu dem Verbrechen geben – Verweigerung wird mit Exkommunikation bestraft. Das Ergebnis der Befragung ist erstaunlich: Der Sohn habe sich zum katholischen Glauben bekennen wollen und der Vater gedroht, ihn dafür umzubringen. Es finden sich jetzt sogar Zeugen, die aus-sagen, der Sohn habe in der Nacht um Hilfe gerufen.

Die Kirche lässt den Toten öffentlich aufbahnen und er-klärt ihn zum Märtyrer des katholischen Glaubens. Das bringt die Stimmung in der Stadt vollends auf. Alle sind sich einig: Der Mörder ist Calas selbst. Niemand zweifelt an seiner Schuld.

Am 9. März 1762 wird er zum Tod auf dem Rad, seine Frau, sein Sohn und der Gast zum Tod am Galgen und die Haushälterin zur lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. An

Calas wird schon einen Tag später das Urteil vollstreckt. Nur mit einem Hemd bekleidet, barfuß und mit einem Strick um den Hals, wird er wie ein Stück Vieh durch die Straßen der Stadt gezogen. Dann wird er auf ein Rad geflochten und gefoltert. Seine Arme, seine Beine und sein Rückgrat werden gebrochen. Er soll den Mord gestehen, aber Calas schreit immer wieder, er sei unschuldig. Schließlich wird er erhängt, seine Leiche auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Immerhin sind die Richter von seiner Haltung beeindruckt, sein fehlendes Geständnis rettet den anderen das Leben. Ihre Strafen werden erlassen, nur der Sohn wird lebenslang verbannt.

Der Fall Calas hätte an dieser Stelle zu Ende sein können, es gab so etwas öfters. Aber dann geschieht etwas völlig Unerwartetes, etwas, was Stefan Zweig eine Sternstunde der Menschheit genannt hätte. Ein einzelner Mann erhebt sich und verändert die Geschichte. Seine Waffen sind nur sein brillantes Gehirn, seine unglaubliche Arbeitskraft, seine Abscheu vor der Ungerechtigkeit und sein Glaube an das Recht. Er hält »die Toleranz für das heiligste der Menschenrechte«. Es ist Voltaire.

Das ganze gebildete Europa liest seine Bücher, er war Gast von Königen und Kaisern, wurde verbannt, saß im Gefängnis und legte sich mit der Kirche an. Er ist elegant, skeptisch, sarkastisch, und vor allem ist er stur. Das Sture, meine Damen und Herren, das Unbeugsambleiben, das ist ja oft ein Schlüssel. In der Rechtswissenschaft ist die sogenannte »herrschende Meinung« das Maß der Dinge – in der Kunst, der Literatur, der Philosophie und in gewisser Weise